

Eritrea – Aufbau nach Masterplan

Eritrea vom 17. 10. bis 2. 12. 1996

betreut von der Gesellschaft für Wirtschaftsförderung, GTZ

Inhalt

Zur Person	314
Kleines Vorwort	314
Ankunft und Enttäuschung	314
Was Eritreer aus deutschem Geld machen	317
Spiel-Casinos für Araber und Busse für alle	319
Wie ich in ein Bordell geriet und was das mit Entwicklungshilfe zu tun hat	321
Öko-Siegel für Eritrea?	325
Ein Haus für 900 Mark	326
Die Plattenmillionäre von morgen?	328
Fakten, Fakten, Fakten	329



Wolfgang Link ist 1964 in Dormagen geboren und dort aufgewachsen. Das Magister-Studium (Germanistik, Anglistik, Politik) absolvierte er in Köln und London. Seine journalistische Laufbahn begann mit Studien-Beginn 1984 beim Lokalblatt „Rheinischer Anzeiger“. Danach: „Westdeutsche Zeitung“, „NE-WS 89.4“ (Radio Neuss) und gelegentlich „Kölner Stadt-Anzeiger“, außerdem Öffentlichkeitsarbeit für die Bayer AG und Redaktionsleitung von „Leben und Freizeit“ im Wegener-Verlag. Von 1992 bis 1995 arbeitete Link als Reporter, Moderator und Chef vom Dienst für „Tele West“ und „RTL West

Live“, dem NRW-Programm auf RTL. Danach folgte ein Jahr als Reporter und Moderator bei VOX für die Sendung „Exakt“, die im September 1996 eingestellt wurde. Seit der Rückkehr aus Eritrea arbeitet er frei als TV-Autor und Producer.

Kleines Vorwort

Da im Jahr 1996 insgesamt drei Heinz-Kühn-Stipendiaten Eritrea bereist haben und sich zwangsläufig viele unserer Fakten doppeln würden, habe ich mir erlaubt, einen sehr subjektiven Bericht zu verfassen. Die trockenen Fakten rund um Eritrea habe ich ins letzte Kapitel verbannt. Wer in komprimierter Form die Eckdaten zu Eritrea erfahren möchte, sollte also ganz schnell zu den „Fakten, Fakten, Fakten“ vorblättern.

Ankunft und Enttäuschung

Das Abwassersystem zerstört, die Trinkwasserversorgung mangelhaft. Staudämme, Farmen und Fabriken beschädigt. Werkstätten und Labors leergeräumt. Das Hospital eine Müllhalde. Schulen zerbombt, Kirchen auch. Und die Banken? Leerraub! Die letzte Überweisung: 500 Millionen Birr nach Äthiopien.

Das war Eritrea 1991, als 30 Jahre Krieg zu Ende gingen. Und heute? Ich war, ehrlich gesagt, enttäuscht. Die vierspurige Hauptstraße: palmengesäumt und blitzblank gefegt, eine Espresso-Bar an jeder Ecke und Restaurants mit Spaghetti, Lasagne und Pizza auf der Speisekarte.

Sogar in den Nebenstraßen: südeuropäisches Flair mit traumhaften Villen und farbenprächtigen Gärten. Der Einfluß der Italiener aus Kolonialzeiten! So hatte ich mir Afrika nicht vorgestellt. Ich war doch hier, um ein Entwicklungsland zu erleben, und nicht ein Land, das zumindest vom äußeren Anschein her schon morgen EU-Mitglied werden könnte.

Egal. Ich sollte mein Abenteuer-Feeling schon noch bekommen. Aber zuerst Arbeit nach Plan: Der Pressesprecher im Informationsministerium hatte mir am Telefon erklärt, wie ich ihn finde: „You know the building with the satellite dishes in front?“ – „Yes.“ – „We are in the building opposite.“ Okay, alles klar. Das war zu Fuß zu machen. Das Problem: Da war kein Gebäude „opposite“. Zumindest keins, das auch nur annähernd einer Behörde wie dem Informationsministerium der eritreischen Regierung angemessen sein könnte. Nur diese kleine, etwas schmutzige Villa mit dem versteckten Eingang. Kein Schild. Kein Pförtner. Die Tür weit offen. Doch ich bin richtig. Isaac Yared, der Regierungssprecher, ist in Zimmer 9 zu finden.

Sein Büro sieht aus wie eine deutsche Amtsstube aus den 70er Jahren. Isaac Yared sitzt in einer auberginefarbenen Windjacke hinter seinem Schreibtisch. Als ich hereinkomme, legt er ein Buch beiseite: „The Burden of Proof“ von Scott Thurow.

Die Stimmung bei diesem ersten Treffen ist frostig. Isaac Yared scheint zu spüren, daß ich nicht gekommen bin, um zu gratulieren, zum Sieg über Äthiopien, zur Stabilität im Lande und zum schnellen Tempo beim Wiederaufbau. Ich will zumindest bei mir im Kopf mal ein Gegengewicht setzen zu den immer wiederholten Lobesarien und der überall schriftlich manifestierten Begeisterung über das afrikanische Musterbeispiel „Eritrea“. Also Frage-Feuer frei:

Warum hält Eritrea den selbstgesetzten, politischen Zeitplan nicht ein? Die Verfassung sollte schon längst verabschiedet sein. Will man in Wirklichkeit gar keine Demokratie? Warum ist der ehemalige Revolutionsführer Isaias Afwerki noch immer Präsident? Warum hat es noch keine Wahlen gegeben? Wo ist die Opposition und ihr Führer? Und mit der Medienfreiheit ist es auch nicht weit her: Die Zeitung ist staatlich, das Radio-Programm auch, der Fernsehsender erst recht. Wo bleibt da die im Farb-Prospekt angekündigte Demokratisierung des politischen Systems?

Isaac bleibt gelassen. Alles dauere eben etwas länger. Die Verfassungsdiskussion werde besonders gründlich geführt, in vier Phasen. Zuerst habe man das Volk zu seinen Vorstellungen von der Zukunft des Staates befragt, dann sei die Entscheidung zur gewünschten Staatsform getroffen worden, als nächstes habe die Verfassungskommission ihren ersten Entwurf abgeliefert und der werde jetzt noch immer diskutiert. Und außerdem: Selbst wenn es jetzt schon einen Gegenkandidaten für Issayas Affewerke gäbe – er hätte keine Chance bei Wahlen. „You can go and discuss politics in every village“, sagt Isaac, „the people will say everywhere ‘Long live EPLF, long live Isaias’.“

Ich will das alles zuerst nicht so ganz glauben. Aber es stimmt. In den 30 Jahren „Liberation War“ gegen Äthiopien hat die jetzige PFDJ (früher: EPLF) es wie keine andere Institution geschafft, im ganzen Land die organisatorischen Strukturen zu schaffen, die für die Umsetzung politischer Entscheidungen nötig sind. Daher der machtpolitische Vorsprung. „The liberation movement’s main achievement was the direct engagement of

much of the Eritrean civilian population in the process of social change and nation-building“, schreibt der Journalist Dan Connell in seinem Buch „Against all Odds“. Im Klartext: Keine Gruppierung in Eritrea hat mehr Erfahrung als die PFDJ, wenn es darum geht, über die Dorfgemeinschaft hinaus etwas aufzubauen oder zu organisieren. Dementsprechend gilt für Eritrea: Wer „Staat“ sagt, meint automatisch „PFDJ“. In jeder Stadt ist die PFDJ mit einem großzügigen Partei-Gebäude vertreten. Und wer heute ein bedeutendes politisches Amt bekleidet, hat früher in der EPLF gekämpft oder sie vom Ausland aus unterstützt.

Aber wie wird denn nun die Zukunft aussehen? Im Januar 1997 soll gewählt werden, kündigt Isaac an. Zwar noch nicht die Regierung, aber immerhin schon einmal die Regionalparlamente der sechs Zonen. Und der Wirtschaftsfahrplan für die nächsten Jahre steht auch schon fest, zumindest grob. Eritrea wird auf Export und Tourismus setzen, denn „if you are targeting for the local market you are lost“, erklärt Isaac Yared und liefert die erklärenden Zahlen gleich mit: Von den 3,5 Millionen Eritreern auf der Welt leben nur 2,5 Millionen im Land und davon wiederum kommen 80 Prozent als Kunden nicht in Frage, weil sie zur ärmeren Landbevölkerung zählen.

An Ideen zur Belebung der Wirtschaft mangelt es nicht: Früher, vor dem Krieg, waren Obst und Gemüse aus Eritrea zumindest im mittleren Osten heiß begehrt. Warum sollte es nicht gelingen, diesen Handelskontakt wiederzubeleben?

Wer einen Blick auf die Landkarte wirft, wird schnell erkennen, wie günstig Eritrea liegt, um Unternehmen des mittleren Osten als strategische Kommunaktionsplattform für den afrikanischen Kontinent zu dienen. Als Vorbild für diese Idee dient Dubai: keine Fabriken, keine Landwirtschaft, aber trotzdem volle Kassen. Eritrea als das „Office of Africa“? Isaac Yared hält diesen Gedanken für realistisch. Skepsis gilt nicht: „Look at Singapur or Malaysia ten years ago.“

Außerdem hat die Regierung noch immer große Hoffnung, daß die seit Jahren andauernde Suche nach Gold, Kupfer und Öl irgendwann den ersehnten Reichtum bringt.

Wie mühsam es sein kann, eine gute Idee Wirklichkeit werden zu lassen, zeigt das Beispiel „Fischfang“. Das Rote Meer ist von eritreischer Seite fast unberührt. 70 000 Tonnen Fisch könnten laut Marine-Ministerium jährlich gefangen werden. Tatsächlich landen nur 4500 Tonnen in eritreischen Netzen. Die nüchterne Erklärung: „Our nation is not a big fish-eater“, aber das soll sich ändern. Die Eritreer sollen künftig mehr Fisch essen und mehr Fisch fangen. Um dieses Ziel zu erreichen, kurvt ein Lkw mit Werbetafeln durchs Land, eine Wander-Ausstellung soll Schulklassen Fisch schmackhaft machen, dazu gibt es Kurse über die verschiedenen Arten des Fischfangs, und aus Anlaß des Welternährungsgipfels in Rom (Dezember 1996) fanden sich immer wieder lange Artikel zum Thema „Fisch“ im Wochenblatt „Eritrea Profile“. Ach ja: Und in meinem Hotel habe ich eine Kanadierin getroffen, die im Auftrag von Oxfam Fischrezepte unter die Leute bringt. Ihr Fazit nach zwei Wochen: „It’s not easy.“

Erschwert wird die Fisch-Promotion durch offene Antworten auf Fragen wie diese: Woher soll das Geld für zusätzliche Fischerboote kommen? Wie soll der Fisch aus der Hafenstadt ins Landesinnere kommen, und wie sehen dort die Kühl-Möglichkeiten aus? Es wird also wohl noch Jahre dauern, bis Fisch auf dem täglichen Speiseplan der Eritreer eine nennenswerte Rolle spielt. (Paradoxaerweise habe ich in der Hafenstadt Massawa den leckersten Fisch meines Lebens gegessen. Es muß irgendeine Art von Scholle gewesen sein, aufgeschnitten, aufgeklappt, mit einer pikanten Tandoori-artigen Gewürzmischung eingestrichen, dann auf Holzkohle gebacken und unter freiem Himmel verzehrt. Ein unvergeßliches Erlebnis.)

Was Eritreer aus deutschem Geld machen

Wenn ich nach meiner Rückkehr nach der wirtschaftlichen Situation Eritreas befragt wurde, kam als Antwort erst einmal stets eine lange Denkpause. Ja, zugegeben, Eritrea ist mit einem Pro-Kopf-Einkommen von 110 US-Dollar pro Jahr eines der ärmsten Länder der Welt, aber hungern, so mein Eindruck, muß dort niemand mehr. Kinder, die leblos in einer Ecke sitzen, denen Fliegen im Gesicht herumkrabbeln, oder Erwachsene, die kraftlos am Boden liegen, mit einer leeren Essensschale vor sich – die typischen Fernseh-Bilder also, habe ich in Eritrea nie gesehen. In bezug auf Entwicklungshilfe ist Eritrea offenbar tatsächlich ein Musterbeispiel. Geld und Nahrungsmittel wurden so verteilt, daß im ganzen Land der Hunger bekämpft wurde.

Gleichwohl ist ein wirtschaftliches Gefälle zu spüren, vom etwas reichen und stärker europäisierten Hochland mit der Hauptstadt Asmara zu den ländlicheren Regionen im Westen des Landes. Die Eritreische Regierung und die im Land vertretenen Entwicklungshilfeorganisationen bemühen sich zwar, dieses Gefälle nicht steiler werden zu lassen. Aber erst die nächsten Jahre werden zeigen, ob diese Bemühungen sich gelohnt haben.

Der junge Staat versucht einiges, um wirtschaftliches Wachstum zu fördern. 1000 größere Unternehmen gibt es zur Zeit im Land, davon 50 in Staatsbesitz. Dazu kommen unzählbar viele Klein-Unternehmer: Ladeninhaber, Ein-Mann-Handwerksbetriebe, und nicht zu vergessen die etwa 1200 Taxi-Fahrer, von denen die meisten ehemalige Freedom-Fighter (Soldaten) sind.

Den Rückkehrern, die sich mit Kapital und Wissen nach vielen Jahren im Ausland seit 1991 wieder in Eritrea niederlassen, kommt beim Wiederaufbau des Landes eine besondere Bedeutung zu, weil sie das Tempo und die Richtung dieses Wiederaufbaus mitbestimmen.

Asmerom Tesfazghi (49) ist einer von denen, die zeigen, wie ein Neubeginn aussehen kann. Seine wichtigsten Arbeitsmittel: die „Gelben Seiten“ von Saudi-Arabien und ein Telefon.

Für die Angestellten der Uni-Klinik von Ulm war Asmeron Tesfazghi zehn Jahre lang ein hilfsbereiter und kompetenter Kollege. Wenn seine

deutschen Freunde ihn jetzt in Eritrea besuchten, würden sie einen erfolgreichen „Import/Export-Kaufmann“ treffen. Er ist gleichzeitig einer von 56 Klein-Unternehmer die mit Existenzgründer-Krediten zwischen 12 000 und 200 000 Mark von der Deutschen Ausgleichsbank die entscheidende Starthilfe bekommen haben.

Asmeron Tesfazghi hat sich in Deutschland nicht unwohl gefühlt. „Aber mir war immer klar, daß ich irgendwann zurück in meine Heimat wollte“, sagt er.

Am 1. Januar 1994 war es soweit. Mit der Lufthansa-Maschine landete er kurz nach Mitternacht in Eritreas Hauptstadt Asmara.

Die GTZ hatte ihm eine Stelle als Geschäftsführer einer Auto-Werkstatt in Asmara vermittelt. Zwei Jahre lang arbeitete Asmeron für 60 Prozent seines zuletzt in Deutschland verdienten Brutto-Gehalts. Dann hörte er von der Möglichkeit, auch als Existenzgründer unterstützt zu werden. Asmeron verschaffte sich weitere Informationen, besuchte ein Existenzgründerseminar und ließ sich von seiner Nichte Yemanei zum Einstieg ins Import-/Export-Geschäft überreden.

Yemanei war in diesem Bereich schon erfolgreich und gab Asmeron die entscheidenden Tips für den Anfang. Sie brachte ihm bei, daß es besser ist, sich auf wenige Artikel zu konzentrieren, diese aber in großen Mengen zu importieren. Sie verriet ihm auch, daß „Pflanzenöl“ ein lohnenswerter Import-Artikel für Eritrea ist. „Und dann habe ich einfach angefangen“, erzählt der ehemalige Schul-Direktor Asmeron mit einem Schmunzeln.

Nach ein paar Telefonaten war klar: Das beste Angebot in Sachen „Pflanzenöl“ machte ein Händler in Abu Dabi. Asmeron bestellte 8725 Kartons mit jeweils sechs Kanistern à 3 Liter. „Und es hat alles super geklappt. Nach eineinhalb Monaten hatten wir alles verkauft.“ Jetzt ist Asmeron Tesfazghi recht zuversichtlich, daß er seinen Existenzgründer-Kredit von 800000 Birr (200000 Mark) wie geplant in drei Jahren abbezahlt hat, 75 000 Birr alle drei Monate.

Was er als nächstes importiert, wollte er nicht verraten – aus Angst vor der Konkurrenz. Aber die Taktik bleibt: große Mengen einkaufen, aufteilen, teurer weiterverkaufen – und das alles möglichst schnell, um Lagerhaltungskosten zu sparen.

Auch Tekeste Ekube-Selassie (46) ist einer der hoffnungsvollen Jung-Unternehmer Eritreas mit deutscher Vergangenheit. „Semhar Graphic Art“ heißt seine Firma, denn „Semhar“ heißt die Provinz, in der Tekeste und sein Freund Hagos Urlaub machten, als sie die entscheidende Idee zur Geschäftsgründung hatten.

Tekeste, geboren in Eritrea, arbeitete als Maschinenschlosser in Addis Abeba, als er 1977 wegen politischer Verfolgung überstürzt nach Deutschland floh. Damals ahnte er nicht, daß er 17 Jahre später mit zwei Autos und mehreren Druckerei-Maschinen in seine Heimat zurückkehren würde, um eine Druckerei zu gründen.

„Wir haben lange überlegt“, erzählt Tekeste, „was man machen könnte. Wir hatten von dem Existenzgründer-Programm gehört und wollten etwas

aufbauen, was auch unserem Land hilft. Irgendwann ist uns aufgefallen, daß es zum Beispiel kaum Notizblöcke, Briefpapier und Broschüren gab. So kamen wir auf die Idee mit der Druckerei.“ Der Vorteil dabei: Hagos Ogbalidet ist gelernter Drucker, und Tekeste war mit seinen Erfahrungen im Bereich „Maschinenbau“ der ideale Mann, um beim Einkauf der Druckmaschinen kritisch auszuwählen und hart zu verhandeln.

Anfangs dachte Tekeste noch, er würde bei der Geschäftsgründung mit dem eigenen Ersparnen und etwas Geld von Verwandten auskommen. Doch dann entschieden sich Tekeste und sein Partner Hagos, Nägel mit Köpfen zu machen. Sie beantragten bei der Commercial Bank of Eritrea 800 000 Birr (200 000 Mark) Kredit und brachten 100 000 Mark Eigenkapital ein, um in Deutschland gebrauchte, aber technisch zuverlässige Maschinen zum Drucken, Papierschneiden, Heften und Kopieren zu kaufen.

Das Konzept scheint aufzugehen. Zu den Kunden von „Semhar Graphic Art“ gehören die Katholische Kirche, die Stadtverwaltung von Asmara und die Commercial Bank selbst. Neun Mitarbeiter sind bei „Semhar“ beschäftigt und Geschäftsführer Tekeste versichert: „Wer in Asmara Qualität will bei Drucksachen, kommt zu uns.“

Ein Blick in die Bilanzen bestätigt die Zuversicht: 1995 hat „Semhar“ den ersten Gewinn erwirtschaftet: 95 000 Birr. Einziges Problem: die Räumlichkeiten. Büro, Lager und technischer Betrieb sind an drei verschiedenen Orten in der Hauptstadt. Seit zwei Jahren warten Tekeste und sein Partner schon, daß irgendwo in Asmara ein schönes, großes Gebäude oder ein Baugrundstück für sie frei wird. Zwar muß man dank der umfassenden Reformen, die Tesfasellasia Berhane im Business License Office durchgesetzt hat, mittlerweile nicht mehr zwei Monate lang von Amt zu Amt laufen, um ein Gewerbe auf einen anderen Namen umschreiben zu lassen, doch hat die Partei in einigen Bereichen des öffentlichen Lebens immer noch einen kontrollierenden und damit lähmenden Einfluß auf die Dynamik des wirtschaftlichen Aufbaus.

Spiel-Casinos für Araber und Busse für alle

Kommen wir nun zu der Frage, die alle interessiert: Kann man in Eritrea gut Urlaub machen? Ich zitiere: „Es gibt nicht genügend Hotels, der Service-Standard ist sehr niedrig, der gesamte touristische Wirtschaftszweig ist unterentwickelt.“ Auf diese knappe Formel bringt es Ghebru Haile, Abteilungsleiter „Standards and Statistics“ im Tourismusministerium. Doch heißt es, nicht zu verzagen, denn der „Masterplan“ – eines der beliebtesten Worte im Munde eritreischer Staatsdiener – hat auch im Kapitel Tourismus ein Ziel festgeschrieben, und Ghebru Haile hat es brav verinnerlicht: „We want to develop sustainable tourism, not mass tourism but quality tourism that generates foreign currency and minimizes environmental pollution.“ Klingt toll, doch der Weg dorthin ist sehr, sehr lang.

In Asmara ist vieles noch vorzeigbar. Die Hotels haben fließend Wasser, manchmal auch warmes. Es gibt Telefone, Toiletten, Restaurants und in den besseren Häusern sogar eine Klima-Anlage. Doch sobald man die Stadt verläßt, beschreibt das Wort „Hotel“ eigentlich nur noch die Möglichkeit, nächteweise ein überdachtes Bett zu mieten. Die Duschen bestehen oft aus einer leeren Tomatenmarkdose, dazu ein 10 Liter-Eimer Wasser, den man selbst aus der Wassertonne zu füllen hat.

Die simpelste Toilette, mit der ich zu tun hatte, bestand aus einem Loch in der Erde mit zwei Ziegelsteinen daneben – für den rechten und den linken Fuß. Damit ich nicht mißverstanden werde: Mir hat diese Erfahrung sehr gut gefallen. Aber ich bezweifle, daß viele Touristen so denken, wenn sie das Urlaubsziel „Eritrea“ buchen.

Im Schnellverfahren soll als erstes der Service verbessert werden. Und das ist gut so. Dem Europäer – ich gehe da jetzt einfach einmal von mir aus – fällt es einfach schwer, sich in ein Lokal zu setzen und dann nach Gutsherrenart erst einmal laut in die Hände zu klatschen, damit sich jemand um ihn kümmert. In Wochenkursen müht sich darum zur Zeit das Personal der meistversprechenden Hotels im Lande, den Umgang mit ausländischen Touristen zu lernen.

Von April bis Oktober waren acht „Service-Trainer“ im Lande unterwegs, um all ihr Wissen zu den Themen Bedienung, Essen, Getränke, Konto-Führung, Hygiene und Erdkunde weiterzugeben. Meist blieben ihnen dafür nur 30 Arbeitstage mit jeweils drei Unterrichtsstunden. Denn die Zeit drängt, in Eritrea muß jetzt möglichst schnell möglichst viel gelernt werden. Die Arbeit darf deswegen jedoch nicht liegenbleiben.

Obwohl es sich nur wenige Betriebe leisten können, Mitarbeiter für Weiterbildung freizustellen, erhöhen sich die Teilnehmerzahlen an den Service-Kursen beständig. Zuerst waren es zwanzig, beim zweiten Kurs schon hundert. Die Weiterbildung des Service-Personals macht sich für Reisende schnell bemerkbar: am fachkundig servierten Essen, an der Kleidung, an Speisekarten und sauberen Tischen. Weniger schnell wirkt sich das Training auf die Einreisestatistik aus: mit 30000 Touristen pro Jahr läßt sich das Geld für Hotel-Renovierungen und Personal-Ausbildung nicht wieder reinholen. Schon hört man Gerüchte, daß langfristig vor allem Touristen aus Saudi-Arabien nach Eritrea gelockt werden sollen – um in Spielcasinos und High-Class-Bordellen den strengen, religiösen Gesetzen ihres Heimatlandes zu entfliehen. Mein Interviewpartner aus dem Tourismusministerium sagt dazu nichts. Er wiederholt noch einmal: „We are open to the world and totally against mass tourism.“

Wenn dann irgendwann doch mehr Touristen kommen als geplant, gibt es zumindest einen, der sich darüber freuen könnte: Tesfay Yhdego, 40 Jahre alt. Er hat sich vorgenommen, das öffentliche Transportsystem in Eritrea zu revolutionieren. „Ich werde hier Autobusse nach europäischen Qualitätsstandards bauen. Mindestens 50 pro Jahr, möglich sind aber bis zu 200.“ In Deutschland hat Tesfay zwischen 1979 und 1991 alles gelernt, was er dafür wissen muß. Er ist studierter Wirtschafts-Ingenieur, Spezialist für Fahr-

zeugbau und bei einem Automobil-Zulieferbetrieb hat er Vertrieb, Entwicklung und Produktion kennengelernt. Bis Mitte 1997 wird Tesfay 4,8 Millionen Birr (1,4 Millionen Mark) in den Aufbau seiner Firma „Tessinma“ investiert haben.

Die 680 000 Birr (170 000 Mark) Kredit, die Tesfay über die Commercial Bank of Eritrea bekommen hat, sind dabei nur ein kleiner Anteil. Den größten Teil des Geldes für den Aufbau der Bus-Fabrik muß Tesfay über andere Wege finanzieren. Tesfay Yhdego ist trotzdem überzeugt, daß er und seine Frau Delia es schaffen werden.

Die Kalkulation ist überzeugend einfach: Busse sind das einzige sinnvolle Transportmittel für Eritrea. 1000 Stück sind zur Zeit auf den rauen Straßen im Einsatz, aber die Hälfte davon ist schrottreif. Busse zu importieren, lohnt sich wegen der hohen Verschiffungskosten nicht – selbst wenn sie ein Entwicklungshilfe-Geschenk sind.

Ein Bus, der in Deutschland 400 000 Mark kosten würde, soll bei „Tessinma“ für 150 000 zu haben sein, wobei das Motto gilt: Weniger Luxus, dafür robuster.

Der Ort, an dem Eritreas modernste Bus-Fabrik entsteht, liegt eine Stunde Autofahrt von der Hauptstadt Asmara entfernt, im Gewerbegebiet von Dekemhare.

Der erste Teil der Montage-Halle von 3600 qm ist fertig. Am Rande stehen verpackt die Maschinen für die Produktion: zwei Brückenkräne für 15 bzw. 5 t Hubkraft, ein 25 Tonnen schwerer Abkantpresser (Preis: 200 000 Mark), mit dem man Metallplatten knicken kann, dazu eine Schlagschere zum Blechschneiden und eine der größtmöglichen Radialbohrmaschinen.

60 Facharbeiter wollen Tesfay und seine Frau hier beschäftigen. Dazu sind 80 Aushilfen eingeplant. Ihre Ausbildung läuft parallel zu den Bauarbeiten.

Was Tesfay ein wenig ärgert: Daß im kriegsgeschädigten Eritrea noch niemand so richtig erkennen mag, welches Potential in seiner Unternehmensidee steckt. Von 100 gefertigten Bussen will Tesfay 80 in die angrenzenden Nachbarländer exportieren, ein Geschäft, an dem die Regierung Eritreas kräftig mitverdienen könnte.

Gleichzeitig setzt Tesfay Yhdego auf starke Partner aus dem Ausland, auch aus Europa. „Tessinma“ wird nämlich nur den Aufbau für die Busse fertigen. Das Fahrwerk soll fertig angeliefert werden; Mercedes oder IVECO kämen da beispielsweise in Frage. Wenn alles nach Plan läuft, soll Mitte 1997 der erste „Tessinma“-Bus die Qualitätskontrolle passieren und kurz danach über Eritreas Straßen rollen.

Wie ich in ein Bordell geriet, und was das mit Entwicklungshilfe zu tun hat

Mein Wunsch nach wenigstens einem Hauch von Abenteuer und Exotik wurde nach einer Woche in Eritrea erfüllt. „Nehmen Sie lieber den Toyota

Landcruiser und nicht den Lada Niva“, hatte mir Ekkehart Emmel geraten, „denn die Straße nach Barentu ist ziemlich schlecht.“ Ekkehart Emmel leitet in Asmara das Büro des Deutschen Entwicklungsdienstes und Gottseidank habe ich seine Warnung ernst genommen. Mein Plan war, zwei Wochen lang das 2500 m hoch gelegene Asmara zu verlassen und in den Westen zu fahren, ins Tiefland, bis zur sudanesischen Grenze. Ich hatte mich dort mit einigen Entwicklungshelfern verabredet. Keren, Agordat, Barentu und Tessenei hießen die wichtigsten Stationen der Tour.

Zuerst ist die Straße noch gut, wenn man Asmara verläßt. Doch nach 120 Kilometern bekommen Autofahrer zu spüren, was der 30jährige Krieg angerichtet hat: Schlaglöcher so groß wie Badewannen, die Asphaltdecke von Panzerketten zerkrümelt und bestenfalls Schotter als Straßenbelag. Alles im Auto rappelt wie ein Preßlufthammer, und alle paar Kilometer ist die Straße wegen Bauarbeiten gesperrt. Dann heißt es: rechts oder links von der Straße runter in die öde Wildnis, durch den Sand, durch ausgetrocknete Flußbetten, immer der kaum erkennbaren Fahrspur anderer nach und hoffen, daß man nach einem kilometerlangen Bogen wieder auf die Straße stößt – um dann wieder im Slalom Schlaglöcher zu umkurven, Kamele und Esel von der Straße zu hupen – und zu schwitzen. Schon um neun Uhr morgens steigt die Temperatur auf 30 Grad, manchmal sogar auf 40 Grad.

Ziel der ersten Etappe: Agordat, etwa vier Stunden von Asmara entfernt. Verfahren kann man sich eigentlich nicht, denn es gibt nur eine Straße. In Agordat treffe ich den 40jährigen Mohammed. Mit gefälschten Papieren war Mohammed 1979 aus Eritrea geflohen, um dem Krieg zu entgehen. 1982 kam er nach Deutschland, arbeitete sechs Jahr bei Klöckner-Humboldt-Deutz, dann hatte er drei Jahre lang einen Laden für Modeschmuck an der Ehrenstraße in Köln. Seit 1994 ist er wieder in Eritrea, als Farmer.

Von einem kleinen Berg aus kann man am besten erkennen, was Mohamednur seit Januar 1996 geleistet hat: eine riesige Fläche von Bananenstauden erstreckt sich mitten in der trockenen Geröll-Wüste der Region Gash-Barka, 18 ha Bananen insgesamt, dazu 2 ha Tomaten und Zwiebeln.

Die einzelnen Parzellen sind durch breite Transportwege unterteilt.

„Diese Wege sind wichtig, damit später möglichst viele Lastwagen ohne Probleme die Ernte abholen können“, erklärt Mohamednur die Aufteilung. „Vorbildlich“, befinden die landwirtschaftlichen Experten des deutsch-eritreischen Reintegrations-Programms bei ihrem Besuch auf der 40 Hektar großen Farm.

700 000 Birr (175 000 DM) Kredit haben die Deutsche Ausgleichsbank und die Commercial Bank of Eritrea Mohamednur bewilligt. Und er weiß, daß er hart arbeiten muß, um das Geld innerhalb der vereinbarten zehn Jahre zurückzuzahlen.

Ein Jahr dauerte es, bis alle Genehmigungen und Verträge endlich beisammen waren. Tag und Nacht hat Mohamednur dann einen Monat lang mit

seinen Feldarbeitern geschuftet, um aus undurchdringbarem Palmendickicht am Ufer des Barka einen fruchtbaren Acker zu machen.

Die harte Arbeit hat sich gelohnt. Schon vier Monate später war die erste Ernte fällig: Tomaten und Zwiebeln für den Markt in Keren. Im Januar 1997 hat Mohamed begonnen, die zweiten 20 ha des zugewiesenen Farmlandes zu kultivieren.

„Ohne meine Familie hätte ich das nie geschafft“, muß Mohamed nur gestehen. Bei seinen Eltern konnte er wohnen, als er noch kein Geld erwirtschaftete, und vom erfahrenen Onkel kamen die wichtigsten Ratschläge in Sachen „Landwirtschaft“. Und fleißig hat Mohamed nur alles notiert, was er beim letzten Farm-Management-Seminar der Deutschen Ausgleichsbank erfahren hat: wie man einen Finanzplan aufstellt zum Beispiel, und welche Anbau-Methoden den ländlichen Gegebenheiten am besten gerecht werden.

Seine größte Sorge zur Zeit: die schlechten Straßen zur nächstgelegenen Stadt. Die ist 50 Kilometer entfernt. Dabei muß ein Flußbett durchquert werden und die Straße, die dann folgt, ist nur aus Schotter – bestenfalls.

Die erste Begegnung mit Mohammed war uns beiden etwas peinlich. Es war in Barentu, in einer Bar. Eine von der Sorte, in der man Frauen kennenlernt, die gegen Geld die Nacht mit einem verbringen. Ich war während eines Abend-Spaziergangs dort hineingeraten. In Barentu sollte ein von deutschen Entwicklungshelfern organisiertes Seminar zum Thema „Farm-Management“ stattfinden. Am Abend davor schlenderte ich also noch ein wenig durch den Ort und kam dabei an dem kleinen Häuschen mit der Bar vorbei. Die Musik war etwas lauter dort, als in anderen Bars. Und als die Frau am Eingang mich sah, winkte sie: „Hey, How are you. Come in.“

An der farbigen Neon-Lampe über dem Eingang hätte ich erkennen können, das dies keine normale Bar ist. Aber das wußte ich noch nicht und kam mit den beiden einzigen Frauen vorne im Gasträum ins Gespräch: woher ich komme, was ich in Eritrea mache, das Übliche. Das erste Bier spendierten sie mir, die nächsten mußte ich selbst bezahlen. Als ich erstmal saß, wurde mir auch schnell klar, wo ich war. Denn vom kleinen Hof des Hauses drangen Party-Geräusche nach innen. Ich wollte gerade gehen, da kamen zwei weitere Männer durch den Plastikstreifen-Vorhang in den Schankraum. Einer davon war Mohammed. Wir kannten uns noch nicht. Aber Mohammed zuckte kurz zusammen. Er hielt mich für einen der Entwicklungshelfer. Dementsprechend zaghaft kam seine Frage: „Kommen Sie aus Deutschland?“

An diesem Abend lernte ich auch Ngisti kennen. Als sie den Raum betrat, war ich schon ziemlich betrunken. Ngisti setzte sich zu uns. Und irgendwann hatte ich sie soweit, daß sie mich mitnahm, denn ich wollte wissen, wie sie wohnt. Eine der Lehmhütten mit dem Dach aus Ästen endlich einmal von innen sehen. Ich war verblüfft. Von innen wirken die Hütten viel größer. Rechts und links des Eingangs ein Bett. Dem Eingang gegenüber eine kleine Kommode mit Teegeschirr. Davor, auf dem Boden, ein kleiner Ofen zum Wasserkochen. An den Wänden ein paar Jesus-Bilder und kleine

Poster von eritreischen Sängern. Als ich Ngisti kurz nach Mitternacht deutlich mache, daß ich jetzt zurück muß ins Hotel, ist sie etwas irritiert. Die Nacht mit ihr hätte etwa zwanzig Mark gekostet. Für Einheimische wäre es billiger gewesen.

Am nächsten Morgen sitze ich wieder zusammen mit neun Farmern im Projekthaus der GTZ Barentu, einem kleinen Bungalow, der auch als Gästehaus dient. Die Farmer haben eines gemeinsam: Wie Mohammednur sind sie Rückkehrer, die zur Belohnung für Ihre Bereitschaft, beim Wiederaufbau des Landes zu helfen, Farmland von der Regierung bekommen haben. Doch, so groß die Freude darüber auch sein mag, es gibt Probleme, und zwar überall die gleichen.

Zum Beispiel das Thema „Bäumefällen“. Das Land, das die Farmer von der Regierung bekommen haben, ist in den meisten Fällen von einem dichten Dschungel aus haushohen Palmen und Gestrüpp überwuchert. Ein Dilemma: Zwar ist klar, die Bäume müssen weg. Doch zum einen hat das Landwirtschaftsministerium Rodungen verboten, zum anderen kosten sie Zeit und Geld.

Auf einem Hektar stehen etwa 1000 Palmen. Pro Palme muß man etwa 25 Birr Rodungskosten rechnen. Macht bei 20 ha Land 5000 Birr, also 1250 Mark, mehr als der Jahreslohn eines Landarbeiters.

Wer dann noch beim Brunnenbauen auf Fels statt Wasser stößt, oder Ärger mit der Kommunal-Verwaltung bekommt und damit einen Arbeitsstopp hinnehmen muß, hat nicht nur ein Zeit- sondern sofort auch ein Geldproblem. Denn die Bank will ihren Kredit pünktlich zurück haben, ohne Rücksicht auf verspätete oder sogar ausgefallene Ernten.

Trotzdem geben die Farmer nicht auf. Und mit der GTZ haben sie, so kitschig das klingen mag, einen zuverlässigen, engagierten Partner. Nicht jeder hat dasselbe Glück wie Mohammednur, daß nämlich sein Onkel 15 Jahre Farmerfahrung hat. Kesete hat in Deutschland bei der US-Army gearbeitet, Bisrat hat jahrelang im Sudan gelebt, Asfahag war 19 Jahre lang Fighter – woher soll da das landwirtschaftliche Expertenwissen kommen? Auch da hilft die GTZ.

Es sind zwar nur zwei Tage, doch die sind vollgepackt mit wertvollen Informationen: Bananen und Papaya sind ideal für harten Boden, Ananas stoppen die Erosion, Akazien sind als Windschutz geeignet, wer Mais anpflanzt, kann die abgeernteten Stauden als Kletterhilfe für Tomaten nutzen, und wer zu Zwiebeln Karotten pflanzt, hält sich die lästigen Zwiebelfliegen vom Hals. Die Farmer sind dankbar und staunen über den Finanzplan, der ihnen dann noch vorgerechnet wird, um klar zu machen, daß ein Farmbetrieb frühestens nach fünf Jahren Gewinne abwirft. Das Geld für die erste verkaufte Ernte ist also kein Gewinn, sondern muß wieder als Investition in den Betrieb zurückfließen.

Die Seminarteilnehmer sind trotz der Hitze hochkonzentriert, schreiben fleißig mit, rechnen durch, kommentieren und haben nach drei Tagen Seminar nur noch einen Wunsch: eine Fortsetzung des Seminars, möglichst bald.

Öko-Siegel für Eritrea?

Eigentlich sollte mein Ausflug ins Landesinnere auch dazu dienen, das Projekt „Regenerative Energien“ kennenzulernen. Noch in Deutschland, im Wartezimmer der eritreischen Botschaft, war mir das entsprechende Plakat aufgefallen: Die Länder Baden-Württemberg und Niedersachsen unterstützen demnach den Kauf und den Bau von Solaranlagen. Die Idee dahinter erschien mir sofort einleuchtend: In einem Land wie Eritrea, mit wenigen Dörfern, ist es viel vernünftiger, wenn jedes größere Dorf seine eigene (solare) Energiequelle hat, als wenn man ein zentrales Kraftwerk baut, das ein tausende Kilometer umfassendes Netzwerk von Hochspannungsleitungen nötig macht.

Bei Samuel Baire, dem General-Direktor im Energie-Ministerium, erfahre ich vor meiner Abreise näheres. Ja, es stimmt. Vor drei Jahren wurde in Eritrea mit finanzieller Unterstützung aus Niedersachsen damit begonnen, Solarenergie in Eritrea bekannt zu machen. Doch so schnell geht das nicht.

85 Prozent des Landes müssen immer noch ganz ohne elektrischen Strom auskommen. Für die größeren Städte Asmara, Keren und Dekemhare gibt es das Kraftwerk von Beleza mit 40 Megawatt Leistung. Orte, die nicht daran angeschlossen sind, müssen mit einem Generator auskommen. Zum Beispiel Agordat: Ich konnte nicht einschlafen und machte den Lkw verantwortlich, der mit laufendem Motor offenbar genau unter meinem Hotel-Fenster stand. Erst als Punkt Mitternacht das Licht ausging und damit auch der Diesel-Motor verstummte, wurde mir klar, daß gleich gegenüber dem Hotel das Mini-Kraftwerk des Ortes untergebracht war.

Die Menschen in Eritrea für Solar-Energie zu begeistern, wird noch viel Zeit und Geld verschlingen. Energie-Experte Samuel bringt es auf ein knappes Beispiel: „Es ist sehr schwer, die Leute zu überzeugen, daß ein mit Solar-Energie gebackenes Brot genauso gut ist, wie eins, das aus dem Holz-Ofen kommt.“

Dazu das Problem: eine Parabol-Schüssel als Sonnen-Kollektor für den Privat-Haushalt kostet derzeit etwa 2000 Birr. Ein Lehrer müßte also vier komplette Monatsgehälter opfern.

Doch das Projekt „Solar-Energie“ stagniert nicht etwa. In Asmara gibt es das „Energy-Center“. Angehende Ingenieure und Energie-Experten können dort lernen, welche Energie-Ressourcen ihr Land bietet (auch Wind-Kraft, Thermal-Quellen und Biomasse stehen schließlich zur Verfügung) und wie man sie effektiv nutzt.

Vorzeige-Projekte in Sachen „Solar-Energie“ sind vor allem 25 solarbetriebene Wasserpumpen für Schulen und Krankenhäuser, sowie die Kollektoren auf den Dächern von 55 Schulen im Land.

Doch erst einmal hat der Ausbau herkömmlicher Kraftwerke Vorrang. Bei Massawa entsteht zur Zeit für 185 US-Dollar ein Kraftwerk mit 84 Megawatt Leistung. 1998 soll es fertig werden.

Bei einem meiner Spaziergänge durch Asmara hatte ich kurz den Verdacht, daß alternative Energien doch schon eine größere Rolle spielen,

als ich im Energie-Ministerium erfahren hatte. Über dem Gartentor zu einer kleineren Villa hatte ich das Firmen-Schild entdeckt: „Sun, Wind, Earth – alternative energys.“ Ich tat, was ich in Deutschland trotz aller Neugier nie tun würde – ich klingelte und lernte Franco Dell’ Oro kennen. Ich hatte ihn aus dem Mittagsschlaf geweckt. Trotzdem war er freundlich.

„Ich habe vor zweieinhalb Jahren mit Solar-Energie angefangen“, erzählte er mir, und schob gleich hinterher: „Doch es läuft nicht besonders gut.“ Sein wichtigster Auftraggeber war bisher die Katholische Kirche. Für die hat er eine Klinik, 10 Kilometer von Asmara entfernt, mit 235 Sonnenkollektoren ausgerüstet, eine hochmoderne Anlage, computer-gesteuert. Im Januar ‘96 sei alles fertig geworden. Seitdem wartete Franco auf neue Aufträge. 2-3 Monate Arbeit pro Jahr seien einfach nicht genug. „Vielleicht geb’ ich das wieder auf und mach ein Computer-Geschäft auf.“ Aber ganz sicher ist Franco darüber noch nicht. Auf jeden Fall will er mit seinen 56 Jahren nicht wieder zurück nach Italien. Dort habe er 15 Jahre lang gelebt, während des Bürgerkriegs. Aber seine Familie sei seit 100 Jahren in Eritrea ansässig. Darum will auch er bleiben.

Ein Haus für 900 Mark

Etwa eine Million Eritreer leben noch immer im Ausland, verteilt auf der ganzen Welt. Die meisten jedoch, etwa 500000, flüchteten in den benachbarten Sudan. Wenn sie jetzt in ihre Heimat zurückkehren, brauchen sie die Hilfe der Regierung – und der Entwicklungshelfer. Die zeigen zum Beispiel, wie man aus dem Nichts eine Siedlung entstehen läßt. Das habe ich in Guluj erlebt, gleich an der Grenze zum Sudan.

Bernd Schwientek, Bau-Ingenieur aus Dortmund, leitete für ein Jahr ein Projekt, das von der Europäischen Union und der Welthungerhilfe gemeinsam finanziert wird.

Der Plan: Rund um einen Hügel soll eine Siedlung mit 300 kleinen Häusern entstehen. Aus früheren Projekten wurden die Vorgaben auch für Guluj abgeleitet: Jedes Haus hat vier mal vier Meter Grundfläche und wird aus rund 1000 Steinen gebaut. Schwientek zeigt den Sudan-Rückkehrern, wie sie aus dem lehmhaltigen Boden Ziegelsteine und Dachziegel herstellen. So brauchen sie kein Holz. Gut so, denn Holz gibt es fast nicht mehr in Eritrea. Ein weiterer Vorteil: Hütten aus Lehm fangen nicht so schnell Feuer.

Die Ex-Fighter und Flüchtlinge müssen nicht selbst bauen. Aber sie müssen es bezahlen – und sollen sich so an den Umgang mit Geld gewöhnen. Pro Stein werden 25 Cent fällig, macht bei 1000 Steinen 2500 Birr. Dazu kommen 700 Birr Lohn für den Maurer, 140 für den Dachdecker, macht also rund 3500 Birr (knapp 900 Mark) für ein Lehm-Ziegel-Haus.

Bei einem Rundgang zeigt mir Bernd Schwientek, wie alles organisiert ist. Zehn Baugruppen mit jeweils zwei oder drei Maurern werkeln auf dem Gelände. In einem großen Zelt werden non-stop von drei Männern Dach-

pfannen gepreßt, und vier Handpressen sind permanent in Bewegung, damit genügend Ziegelsteine fertig werden. Eine Baugruppe schafft etwa drei Häuser pro Monat.

Um den vorgesehenen Zeitbedarf von einem Jahr nicht zu überschreiten, ist das Projekt möglichst präzise vorbereitet. Ein fachkundiger Ingenieur aus Belgien hat noch vor dem ersten Spatenstich das Land auf Fruchtbarkeit und Ziegel-Tauglichkeit untersucht. Erfahrene Vorarbeiter wurden mit den Besonderheiten vertraut gemacht, erst dann beginnen die Bauarbeiten.

Überall im Land gibt es Siedlungsvorhaben wie in Guluj. Aber nicht immer funktioniert alles so prima wie dort. Zum Beispiel Jemel, 100 Kilometer westlich von Agordat. 250 Flüchtlings-Familien sollten dort angesiedelt werden. In provisorischen Hütten wollten sie warten, bis ihre Zement-Häuser fertig würden. Doch der Bau ist gestoppt. Experten hatten zwar errechnet, daß es in dem Gebiet mindestens einmal pro Jahr regnen würde. Doch sie hatten sich geirrt. Seit eineinhalb Jahren kein Regen. Jetzt warten die Familien darauf, daß ihnen neues Land zugewiesen wird.

Und auch in Guluj ist man vor kleineren Pannen nicht geschützt. Mal verzögern sich die Arbeiten, weil die Zementlieferung ausbleibt. Immer wieder gab es – wegen falcher Wartung – Ärger mit den Ziegel-Pressen. Dazu plötzlich ein Riß in einer Wand des einzigen Wasserbeckens, und nicht zu vergessen die kleinen Tragödien des Alltags: auch Eritreern fällt es nicht immer leicht, allen Versuchungen zu widerstehen und das Geld von der Regierung wirklich nur für den Hausbau auszugeben.

Vor ein paar Jahren noch war es vielen Entwicklungshelfern gleichgültig, ob ihr Wissen erwünscht war oder nicht. Hauptsache, der Forschungsauftrag wurde erfüllt; Hauptsache, der heimischen Wirtschaft wurde ein neuer Absatzmarkt für landwirtschaftliche Produkte erschlossen. Die Entwicklungshelfer, denen ich in Eritrea begegnet bin, kann ich dagegen nur bewundern, wie behutsam und gleichzeitig ambitioniert sie arbeiten. Wie sie sich auch von Widrigkeiten wie schrumpfenden Entwicklungshilfe-Etats, dem Mißtrauen und etwaigen Einflußnahmeversuchen der Regierung sowie von den physisch belastenden Arbeitsbedingungen nicht demotivieren lassen.

Ich denke dabei vor allem an Kerstin Volker-Saad vom Deutschen Entwicklungsdienst, die mir durch geduldige Erklärungen deutlich gemacht hat, warum Entwicklungshilfearbeit nötig ist, wie sie helfen kann und warum das oft mit viel Aufwand verbunden ist.

Endlich weiß ich, warum es Wochen dauern kann, bis man das Vertrauen und damit die Gesprächsbereitschaft einer Dorfgemeinschaft erarbeitet hat. Ich habe begriffen, wie mühsam es ist, herauszufinden, ob eine Idee aus dem Landwirtschaftsministerium (Lehmring-Ofen statt Drei-Steine-Modell) wirklich so energiesparend ist wie angekündigt. Und ich bewundere, mit welcher Gewissenhaftigkeit auch die ausgefallensten Heilungsmethoden Einheimischer untersucht werden, um nicht vorschnell wertvolles Wissen abzuurteilen.

Die Plattenmillionäre von morgen?

Haben junge Menschen Chancen auf eine vielversprechende Zukunft im neuen Eritrea? Jawohl, haben sie. Das beeindruckendste Beispiel dafür ist „Admas“. Bis vor wenigen Jahren war ADMAS (dt.: Horizont) der Name für eine Band, die bekannteste eritreische Band Europas. Frankfurt, Stuttgart, Amsterdam, Stockholm und London: Wo immer Eritreer ein Volksfest feierten, ADMAS war dabei und ist darum auch vielen Deutschen noch immer ein Begriff.

Die drei Brüder Joel, Natnael, Nahoum und ihre Schwester Lilly Ghidey waren noch Kinder, da standen sie schon in Diensten der eritreischen Freiheitsbewegung. Als Kinderchor tourten sie durch Eritrea, traten im Auftrag der EPLF bei Kundgebungen auf, sangen Lieder für die Freiheit ihres Landes. 1979: die Flucht nach Deutschland, nach neun Monaten Zwischenstation im Sudan.

Die Jugend in Deutschland haben sie in guter Erinnerung. „Die meisten Leute waren sehr nett zu uns. In der Schule gab es auch kaum Probleme, und außerdem hatten wir ja unsere Musik.“ Die drei Brüder studierten Informatik (Joel, 30), Maschinenbau (Nahoum, 26) und Elektro-Technik (Natnael, 28), Schwester Lilly (23) ist Betriebswirtin und arbeitet bei der Lufthansa.

Trotz der guten Zeit in Deutschland war zumindest für die drei Brüder immer klar: „Wir wollen zurück nach Eritrea.“ Der Kontakt sei nie richtig abgerissen, und die Gagen für ihre Auftritte hätten sie von Anfang an gespart – für einen neuen Start in ihrer Heimat.

Diesen Neustart haben sie jetzt hinter sich, und sämtliche Prognosen fallen rosig aus. Mit einem 32-Kanal-Mischpult im Gepäck gingen Joel und Natnael als erste zurück nach Asmara, 1993. Das Ziel von Anfang an: ein eigenes Tonstudio. Es war nicht einfach. Der Zoll wollte ihnen für das technische Equipment unerschwingliche Einfuhrzölle abknöpfen und die einheimischen Sänger waren anfangs skeptisch. Sie gingen lieber ins äthiopische Addis Abeba, in die etablierten kleinen Studios, die seit Jahren den Markt beherrschten.

Den Durchbruch brachte eine Zufallsbekanntschaft. In einem äthiopischen Kaffee-Haus lernten Joel und Natnael die Filmemacherin Ragnhild kennen und konnten sie überzeugen, sich den Newcomern anzuvertrauen. Es entstand eine CD mit „Ethiopian Wedding Songs“. Seitdem müssen sich die Brüder von ADMAS kaum noch Sorgen machen um neue Aufträge. Eritreische Musiker sind neugierig geworden, auch in den Nachbarländern spricht sich herum: ADMAS hat eines der modernsten Studios Afrikas.

Als ich die drei Brüder zuhause besuchen will, ist Natnael – fürs Management zuständig – mal wieder unterwegs. Joel und Nahoum nehmen sich Zeit. Der Raum, in dem sie bisher arbeiten ist winzig, gehört zum Haus der Eltern. Synthesizer, Mischpulte, Bandmaschinen und Computer stehen dicht an dicht. Doch nicht mehr lange. Der Umzug steht kurz bevor.

Im Stadtzentrum von Asmara haben die drei Brüder ein Grundstück gekauft, um ein richtiges Studio zu bauen. Der Rohbau ist schon fertig. Vier Geschosse à 100 Quadratmeter. Zwei Studios werden darin unterkommen, 30 Mitarbeiter sollen fest beschäftigt werden, eine ganze Etage ist allein für die Cassetten-Produktion reserviert, denn – das nur am Rande – CD's sind noch nicht zu haben in Eritrea.

Rund 400 000 Mark wollen Joel, Nahoum und Natnael bis zur Eröffnung ihres Studios investieren, größtenteils finanziert aus dem Rückkehrer-Fonds der Deutschen Ausgleichsbank.

Es gibt viel zu tun, und ADMAS will dabei sein. Westliche Pop-Musik ist kaum bekannt in Eritrea. Das will ADMAS mit einer eigenen Jugendzeitschrift ändern. Und auch die landeseigenen Musiker sollen sich ändern. Ihre Musik ist sehr traditionell. Joel wüßte schon, wie er am Computer daraus deutschlandtauglichen Ethno-Pop machen könnte, aber die Musiker müssen überzeugt werden. Und das ist nicht einfach. „Wenn die bekannten Musiker im Fernsehen auftreten, beten sie für den Kultur-Erhalt und gegen den Wandel.“ Trotzdem, Joel schwärmt: „Die Hedareb-Kultur zum Beispiel ist sehr faszinierend, rhythmisch wie musikalisch. Erst letzte Woche habe ich mit einer hier sehr bekannten Sängerin Aufnahmen gemacht, die auch für europäische Ohren sehr interessant sein könnten.“

Ein Hindernis auf dem Weg zum wirtschaftlichen Erfolg: Raubkopien. Cassetten sind eben nicht fälschungssicher. Darum hofft ADMAS, daß auch in Eritrea die Compact-Disc möglichst bald Einzug hält, am besten schon 1997.

Fakten, Fakten, Fakten

Eritrea, gelegen am Horn von Afrika, umfaßt eine Fläche von rund 124 000 Quadratkilometern. Es hat eine Küstenlänge von 1200 Kilometern und ist eingegrenzt vom Roten Meer, Djiboutiy und dem Sudan.

Geographisch besteht Eritrea aus vier Zonen: der gemäßigt heißen bis kühlen Hochland-Ebene, dem heiß-schwülen westlichen Tiefland, der trocken-heißen östlichen Tiefebene und den Küstengebieten, jeweils mit Höhen von 2000, 1000, 500 Metern und darunter.

Eritrea ist in sechs Verwaltungszonen aufgeteilt: Anseba, Debub, Debubawi Keih Bahri, Gah Bakra, Maakel und Semnawi Keih Bahri. Die Hauptstadt ist Asmara (450 000 Einw.). Massawa und Assab sind die beiden bedeutenden Hafenstädte.

Die Bevölkerung Eritreas wird auf 3,5 Millionen Menschen geschätzt, mit einem jährlichen Wachstum von etwa 3 Prozent. Die wichtigsten ethnischen Gruppierungen sind die Affar, Baza, Bilen, Hedareb, Nara, Rahaida, Saho, Tigre und Tigrigna. Christentum und Islam sind zu etwa gleichen Teilen verbreitet.

Der Beginn der modernen Geschichte Eritreas wird auf 1890 datiert, das Jahr, in dem die 50 Jahre dauernde Kolonisation durch Italien begann. 1941

übernahm Großbritannien für 10 Jahre die Verwaltung des Landes. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Eritrea durch die Vereinten Nationen in eine Föderation mit Äthiopien gezwungen. Äthiopien ignorierte jedoch die Eritrea zugestandene Selbständigkeit und erklärte Eritrea 1962 zur vierzehnten Provinz Äthiopiens.

Dieser nicht im Einklang mit UN-Recht stehende Akt löste den Kampf der „Eritrean People's Liberation Front“ (EPLF) gegen die äthiopische Vorherrschaft aus, der 1991 mit dem Sieg der EPLF und der Einberufung einer vorläufigen Regierung (Provisional Government of Eritrea, PGE) endete. Im April 1993 stimmten in einer Volksentscheid 99,8 Prozent der eritreischen Bevölkerung für die politische Unabhängigkeit ihres Landes (Wahlbeteiligung: 98,5 Prozent). Dementsprechend wurde Eritrea am 24. Mai 1993 zum unabhängigen, souveränen Staat.

Die Regierung Eritreas besteht aus Legislative, Exekutive und Judikative. Die Legislative (Nationalversammlung) ist das höchste politische Organ Eritreas. Es legt die innen- und außenpolitische Linie der Regierung fest, entscheidet über alle Haushaltsfragen und wählt den Präsidenten.

Die Exekutive (Kabinett) besteht aus siebzehn Ministern, denen der Präsident, Isaias Afewerki, vorsteht. Damit ist er Regierungschef.